

## Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Dein Fröh“ war natürlich nicht mehr so jung wie auf dem Bilbe, das sie täglich beim Aufräumen betrachtet, aber ganz gut wieder zu erkennen, als er sich vor ihr verbeugte. „Meine Gnädigste, verzeihen Sie den Überfall. Aber als ich im Vorbeifahren hörte, daß dies Ihre Sommerresidenz sei, konnte ich es mir nicht versagen, selbst vorzusprechen. Ich bringe eine kleine Neuigkeit mit. Herr Professor! Es ist mir eine besondere Ehre —“ und er schüttelte Martin die Hand.

Herr Professor! Rund herum, rund herum ging nun auch dieser so nüchterne Raum. Wer durfte sich wundern? Aber Gina behielt den Kopf oben und war selbst erstaunt, als sie ihre eigene Stimme ganz zusammenhängend reden hörte. Dank, Freude, alles was sich gehörte fiel ihr ein; selbst ihre gewohnte Gastlichkeit. „Herr Ministerialdirektor, eine Tasse Kaffee müssen Sie wenigstens bei uns nehmen, eher können wir Sie wirklich nicht auf der heißen staubigen Straße weiterziehen lassen.“

„Aber mit dem größten Vergnügen“, dankte der Gast. „Den Wagen darf ich wohl hier am Hause stehen lassen? Da ist er doch sicher?“

„Selbstverständlich“, sagte Martin. „Das heißt, warten Sie, es ist vielleicht besser, wir bringen ihn in den Schuppen. Erlauben Sie, daß ich Sie begleite.“

Nichts blieb mehr von Ginas kleinem Spitz zurück als ein sieghaftes Gefühl, daß jetzt alles Leid ein Ende habe. Sie schritt auf Wolken. Glück über Glück! Wozu hatte sie sich eigentlich so viel Sorgen gemacht? Das Leben war schön und einfach. Alles kam, wie es kommen mußte. Und ihre nächste Pflicht war jetzt ohne Zweifel, der neuen Würde Ehre zu machen und dem Gast ein möglichst vorteilhaftes Bild ihrer Häuslichkeit zu bieten. „Schnell, schnell!“ befahl sie. „Gutrune, nimm die Gläser fort; was soll der Herr Ministerialdirektor sonst von uns denken. Eine neue Tischdecke her! Fannerl, Fannerl, die guten Kaffeetassen! Jenzi soll sich beeilen.“ Dazwischen stürzte sie selbst ein großes Glas Wasser hinunter; ah, das tat gut. Und dann trat sie gefaßt dem Bringer froher Kunde zum zweiten Male entgegen und stellte ihn stolz dem Gästekreise vor.

„Nette Leute“, sagte sich Dr. Gaedede, dem die unerwartete Kaffeestunde über dem blauen See recht willkommen war. „Nette Leute, nur ein bißchen aufgeregter. Und so rote Köpfe haben sie alle. Besonders die Damen. Aber das kommt gewiß vom vielen Sonnenbaden; das wird ja meist übertrieben.“ — Er versicherte dem neuen Professor, den er nur flüchtig von offiziellen Gelegenheiten her kannte, wie sehr er sich freue, einem so geschätzten Künstler auch einmal als Privatmann näherzutreten zu dürfen. Frau Reichenbach, die noch etwas wirklich im Kopfe war, horchte andächtig und erstaunt auf die anerkennenden Worte, die ein so hoher Beamter für Hollweds Tätigkeit fand.

... und welch reizenden Sommeritz Sie hier entdeckt haben! Wahrhaft beneidenswert. Der herrliche Ausblick, diese Ruhe ...!“

Der Rest seiner Rede ging unter in einem wilden Lärm von Hurragebrüll, Boshornstönen und plötzlich krachenden Schüssen; Guttrune schrie auf und klammerte sich an Kurt, Mariechen ließ schreckensbleich ihr Stück Kuchen in den aussprühenden Kaffee fallen. Frau Hollwed sprang in die Höhe, ergriff ein großes Brotmesser und wollte mit dem Rufe: „Ein Überfall! Die Bande kommt!“ ins Haus eilen.

Dr. Gaedede sah verblüfft von einem zum andern. Was ist das nun wieder, dachte er. Bin ich in einen Wildwestfilm geraten? Aber auch der Maler und die beiden anderen Herren waren aufgesprungen und sahen ganz ernst aus. Sollte hier eine wirkliche Gefahr drohen? Dann mußte er doch auch helfen. ... Er folgte den andern in den Hausflur, den er eben durchschritten hatte, und sah eben noch, wie der Hausherr seine streitbare Gattin zurückdrängte, aber selbst nach einem derben Knotenstoß griff, ehe er die Türe öffnete, um nach der Ursache des Lärms zu sehen. Das Stück ging aber ganz anders weiter, als er erwartet hatte. „Vater!“ rief von draußen eine Knabenstimme. „Wir haben das Auto!“ und aufs neue tutete eine wilde Jubelfansfare.

In dem engen dunklen Flur rückte nun eines dem andern nach, bis die ganze Schar sich endlich ins Freie ergoß. Nur die Hauptperson fehlte. „Wo ist Piet?“ schrien sie alle.

Da kam er schon, gestützt auf seinen Krüdstock, mit etwas zitterigen Schritten, denn die Überraschungen wurden ihm beinahe zuviel. Ein donnerndes Hoch empfing ihn am Tore des Hauses, unter dem er wie geblendet stehen blieb.

Da hielt wahrhaftig sein Wagen, der schöne, große, hellgraue Daimler, und auf dem Führersitz erhob sich in ihrer ganzen Länge eine vertraute, in ziemlich schmutziges Weiß gehüllte Gestalt.

„Chocolat!“ Sein Herr streckte beide Arme nach dem treuen Diener aus.

„Sir?“

„Chocolat! Teufelskerl! Wo kommst du her, und wie siehst du aus? Wo hast du den Wagen gefunden?“

„Nicht ich, Master August!“ grinste der Schwarze und zeigte zurück auf den Jungen, der, die noch rauchende Schußwaffe voll Stolz umklammernd, hinter ihm empor-schnellte.

„August, um Himmelswillen, wo warst du? Ich hatte dir doch aufgetragen ...“ stammelte die überraschte Mutter. Aber Mohr trat an den Wagen heran und faßte den Jungen am Ohr: „Du Schlingel! Erzähle, wie du das angefangen hast?“

August strahlte. So hatte es kommen müssen. Er, an dem sonst von früh bis spät alle etwas zu tadeln fanden, war jetzt der Held des Tages. „Ich bin ihnen eben nachgesehen“ sagte er sehr von oben herab, „bis ich sie hatte.“

„Wen — wen?“

„Nun, den Direktor und das Fräulein, das so viel

essen kann. Sie sind schon verhaftet, aber sie werden direkt nach Bichelberg gebracht."

Es entstand eine Pause ehrfurchtsvollen Schweigens. Martin fand zuerst Worte. „Und du willst sagen, daß du das ganz allein fertiggebracht hast?"

August gab der Wahrheit die Ehre. Es blieb immer noch genug Ruhm für ihn. „Wenn ich nicht Chocolat getroffen hätte, weiß ich nicht, wie es gegangen wäre."

„Ja, wo kam denn Chocolat auf einmal her?"

Etwas zurückhaltend begann nun dieser Gute seine Erzählung.

„Mich gestern fort, weil Master so böse. Master sonst sehr gut, aber wenn zornig, da sein besser Chocolat weit weg. Mich rennen ganz schnell; da treffen auf Straße jung wilde Mann."

„Den Girgl!" rief aus dem Hintergrund das Fannerl, das natürlich mit Benzi herbeigeeilt war, um die Neuigkeiten zu hören.

„Jung Mann macht sehr böse Gesicht", Chocolat ließ die Augen schreckbar rollen, „und mir sagt, Fräulein im Seehaus seine Braut. Is schon recht, sagen ich, kann schon haben ihr. Aber er nix glaub, sondern sag, will passen auf, und wen seht Chocolat bei Fräulein, dann bring um. Da sich gedacht Chocolat, mach lieber klein Ausflug bis nächste Tag, und geht in Wald spazieren. Schläft unter große Baum, sehr schön, nur kalt; heut früh kommt wieder auf Landstraße, geht Wirtshaus zu essen, fragt nach nächste Weg, daß bald kommen zu Master!"

„Und da hast du das Auto auf der Landstraße getroffen?"

„Nicht Auto, nicht Straße, Fußweg näher. Nur Master August kommen auf Rad. So schnell wie Blitz. Mich sieht, sagt, daß will Diebe fangen, kann gar nicht verstehen. Ich komme nach; da er hat schon alle zwei."

„Erlauben Sie mal", sagte der Ministerialdirektor leise zu Konrad Reichenbach. „Ich verstehe kein Wort. Können Sie mir nicht die Geschichte ein bißchen erklären?" Und der Angeredete nahm sich hilfreich seiner an, während man wieder an den Kaffeetisch zurückkehrte.

August auf dem Ehrenplatz zwischen Piet fiel heißhungrig über alles Eßbare her und gab dazwischen Bruchstücke seiner Heldentaten zum besten: wie er mit seinem „Hände hoch!" die beiden am Abfahren verhinderte und sie mit der gesicherten Pistole wohl fünf Minuten lang in Respekt gehalten habe. Wie dann glücklicherweise Chocolat nachgekommen sei, der sich mit der Waffe auskannte und zum Zeichen, daß es Ernst sei, einen Schreckschuß abgegeben habe. „Dann mußten sie nicht mehr. Nur Augen haben sie gemacht, so wild wie Raken. Aber das war uns Wurscht. Noch eine Tasse. Danke —" Er schlang verstummend ein Stück Kuchen hinunter. „Dann haben wir sie in den Wagen gesetzt, weil sie da leichter zu bewachen waren. O ja, das ging schon, sie taten alles, was man wollte, wenn man ihnen nur den Revolver nahe genug vor die Nase hielt."

„Entsetzlich!" rief Gutzune.

August wandte ihr geringschätzig den Rücken. Diese Weiber! — „Was ist denn dabei? Na, und dann stellten wir uns rechts und links vom Wagen auf und warteten. Den ersten Fahrer, der kam, schickten wir nach Obermühl auf die Polizei. Die war bald da. Es waren ja nur mehr zehn Kilometer. Gebt mir noch ein Butterbrot!"

„Zabelhaft!" sagte der Ministerialrat, der allmählich den nötigen Überblick gewonnen hatte. „Ich gratuliere, Herr Professor, zu diesem Sohne. Das war eine respektable Leistung."

Aber Piet war mit so nüchternen Worten nicht zufrieden. „Respektabel? Ein Nordsterl ist das, ein Held! Er und sein Bruder. Wozu braucht man noch die Polizei, wenn es solche Jungen gibt? Hat mir die Polizei geholfen? Nein. Eigentlich hatte der Direktor ganz recht, der nichts von ihr wissen wollte. Aber Ihre Söhne, Herr Hollwed, die haben mir geholfen. Was habe ich gestern aufgeschrieben? Zehntausend Mark?"

Ginas Herz fing heftig zu klopfen an.

„Was ich versprochen habe, das halte ich auch. Zehn-

tausend Mark dem Überbringer der Diamanten. Das ist für Frieder. Und das Auto, wieviel ist das wert?"

Martin legte seine Hand auf Piets Arm. „Herr van Dongern, das regeln wir später. Wenn Sie den Jungen etwas spenden wollen, so macht das Ihrem guten Herzen Ehre, aber von solchen großen Summen kann gar nicht die Rede sein!"

„Natürlich nicht!" rief Gina, trat neben ihn und streichelte ihm die borstigen weißen Haare. „Unser Haus ist doch an allen den Abenteuern schuld. Da war es nicht mehr als unsere Pflicht, Ihnen wieder zu Ihrem Eigentum zu verhelfen. Und ich freue mich herzlich, daß es gerade den Buben gelungen ist, die Ihnen doch auch recht lästig waren"

Piet ergriff ihre Hand und küßte sie. Er schwamm in Rührung und hätte am liebsten alle Anwesenden umarmt. Da fiel ihm etwas Neues ein: „Frau Hollwed — was hab ich Ihnen gestern abend versprochen? Warum erinnern Sie mich nicht daran? Mein Wort ist so gut wie meine Unterschrift. Für den Fall, daß ich meine Steine wiederkriege, den rosenfarbenen Diamanten!" Und er zog das Beutelschen, löste die Schnüre und schüttete die Schätze auf den Tisch.

Der Ministerialdirektor wußte nicht, wie ihm geschah. War das nun ein Märchen, ein Traum oder ein abenteuerlicher Kriminalroman?

Piet griff den gesuchten Stein aus dem glitzernden Häuflein heraus, hielt ihn mit spitzen Fingern hoch, betrachtete ihn zärtlich, sah auf Frau Hollwed und dann auf ihren Mann. „Sie erlauben doch?"

„Aber — Herr van Dongern —!" versuchte der überwältigte Martin zu bremsen.

„Nehmen Sie ihn", sagte Piet zu Gina. „Ich bitte darum. Sie haben immer ein Herz für den alten Piet gehabt, bei Ihnen bin ich zum ersten Male wieder zu Hause gewesen. Eine Freude werde ich Ihnen dafür doch wohl machen dürfen. Oder mögen Sie ihn nicht?"

„Mögen? In meinem Leben habe ich nichts so Schönes gesehen. Aber es geht doch wirklich nicht!"

„Doch, es geht!" sagte Piet, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und sammelte dann seine übrigen Schätze wieder ein, nachdem er den Rosenfarbenen auf Ginas Teller gelegt hatte. „Widersprechen Sie mir nicht mehr, sonst werde ich zornig. Und schließlich müssen sich dann alle vor mir fürchten und aus dem Fenster springen, wie gestern Chocolat. Außerdem fühle ich schon, wie es meiner Leber schadet. Nicht wahr, Doktor, ich soll mich nicht ärgern."

„Ich könnte jedenfalls nicht die Verantwortung für die Folgen übernehmen", sagte Mohr lachend und schob den Teller näher zu Frau Hollwed, die ihn ganz verwirrt mit beiden Händen ergriff.

„Sagen Sie mir nur das eine, Herr Professor", mischte sich nun der Ministerialdirektor ein. „Geht es bei Ihnen immer so kurzweilig zu?"

„Gott sei Dank, nein!" erwiderte Martin. „Die letzten Tage waren etwas durchaus Ungewöhnliches, und ich habe gar kein Verlangen, allzu oft Ähnliches zu erleben."

„Glauben Sie ihm nicht!" fiel Mohr ein. „Die Familie Hollwed hat ein besonderes Talent, merkwürdige Erlebnisse anzuziehen. Erinnern Sie sich nicht, Frau Gina, ich habe von diesem euerm Sommer von Anfang an nicht weniger erwartet und freue mich, daß ihr meine Hoffnungen nicht enttäuscht hat."

„Habe die Ehre, habe die Ehre! Bekomme ich auch noch eine Tasse Kaffee?" Mit diesen Worten trat der Polizeirat Heinrich in den Kreis, auf dessen rundem Gesicht nun wieder ein frohes Lächeln strahlte. Zuerst griff er über den Tisch nach Augusts Hand, die er herzlich schüttelte. „Herr Kollege — allerhand Hochachtung! Du hast vorzüglich gearbeitet, und ich könnte eigentlich gleich ab danken."

„Stimmt!" knurrte Piet. „Hab ich immer gesagt. Wozu ist die Polizei da? Ohne die beiden famosen Jungen hätte ich meinen Besitz nie wieder bekommen."

(Schluß folgt.)

## Schicksal, aus einer Hand gelesen.

Von Luigi Pirandello.

Es war in dem Spital, in dem ich zuletzt gewesen bin. Stellt euch vor, daß dieses Spital, von dem ich rede, für seine Pfléglinge die ganz besonders zarte Aufmerksamkeit vorgesehen hatte, zu verhindern, daß der eine das Gesicht des anderen sehen konnte; und zwar mittels einer spanischen Wand oder besser gesagt: mittels eines Rahmens, auf den mit Nägeln ein Musselinvorhang gespannt war, der jede Woche ausgewechselt, gewaschen und gebügelt wurde, und so immer sauber und weiß war.

Jedes Bett auf dem langen, hellen, lustigen Gang hatte an seiner rechten Seite einen solchen Rahmen, der bis zur Höhe des Kopfkissens reichte. So konnte ich von dem Kranken, der links von mir lag, nichts anderes sehen, als seine Hand, wenn er den Arm auf die Bettdecke legte. Ich betrachtete dann mit liebevoller Neugier diese Hand, und von ihr ließ ich mir nach und nach die Geschichte erzählen, die ihr jetzt hört. Die Hand erzählte sie mir mit den unbewußten Bewegungen, die sie von Zeit zu Zeit machte; mit den Stellungen, denen sich diese abgemagerte gelbe Hand auf der weißen Bettdecke überließ, jetzt auf dem Handrücken liegend, die Handfläche nach oben, die Finger ein wenig geöffnet, in vollständiger Ergebung in das Schicksal, das sie wie an ein Kreuz an dieses Bett fesselte; jetzt ballte sie sich zur Faust, vielleicht infolge eines heftigen und schmerzlichen Anfalls, vielleicht in einem Ausbruch von Zorn und Ungeduld, worauf immer ein Zustand von tödlicher Ermüdung folgte.

Es war mir klar, daß es die eines armen Kranken war; denn obwohl diese gelbe magere Hand sauber gewaschen war, wie es die Hygiene in den Spitälern vorschreibt, blieb doch etwas wie unabwuschbarer Schmutz an ihr zurück; etwas, was an der Hand der Armen nicht wirklich Schmutz ist, sondern sozusagen die Patina des Elends, die kein Wasser jemals wegbringt! Man sah diese Patina auf den Spitzen der etwas rauhen Fingerringel, in den Hautfalten der Gelenke, bei denen man an den Hals der Schilddrüse denken mußte; in den Runzeln des Handtellers, die, wie man sagt, das Siegel des Todes in der menschlichen Hand sind.

Und jetzt überließ ich mich meinen Gedanken, zu welchem Handwerk wohl diese Hand gehören möchte?

Sicherlich zu keinem groben Handwerk, denn sie war zart und fein, fast frauenhaft und gar nicht verarbeitet. Außer vielleicht ein wenig am Zeigefinger, dessen letztes Glied offenbar steif war, und am Daumen, der ein wenig stark zurückgebogen und am Gelenk außergewöhnlich entwickelt war.

Ich bemerkte, daß dieser Daumen oft und wie gewohnheitsmäßig sich dem Druck der Spitze des Zeigefingers unterwarf, als ob der Kranke unbewußt mit diesem Druck sich an eine ferne Wirklichkeit erinnerte, die im Druck des Daumens fühlte. Die Wirklichkeit seiner Existenz als Gesunder. Vielleicht ein Laden, dessen Duft erfüllt ist von dem besonderen Geruch neuer Stoffe, die in Ballen ordentlich einer auf den anderen in den Regalen, auf den Bänken und in den Kästen aufbewahrt sind; ein Ladentisch, ein Tisch zum Zuschneiden, auf dem ein Stoff ausgebreitet ist, darauf eine große Schere, und unter dem Tische eine große graue Kasse; die Gesellen sitzen in einer Reihe eifrig dabei, zu heften, mit der Maschine zu nähen, und er mitten unter ihnen.

Ja, ohne Zweifel, dies war die Hand eines Schneiders. Aus einer anderen Bewegung der Hand entnahm ich dann, daß dieser arme Schneider seit kurzem Vater sein, ein Kind haben mußte.

Von Zeit zu Zeit zog er unter der Decke ein Knie hoch. Die Hand, bisher untätig, hob sich mit zitternden Fingern und strich über dieses hochgezogene Knie mit einer Zärtlichkeit, die sicherlich nicht dem Knie galt.

Wem konnte diese Zärtlichkeit gelten?

Vielleicht stellte er sich unter dem Knie den Kopf seines Kindes vor und jene Hand streichelte zärtlich die frischen seidenweichen Härchen dieses Kinderköpfchens. Sicher waren die Augen des Kranken, während die zitternde, tastende Hand auf dem Knie die Lieblosungen andeutete, geschlossen, sicherlich sahen sie unter den gesenkten Lidern das Köpfchen, sicherlich füllten sich die Augen mit Tränen, die dann über das Gesicht strömten, das ich nicht sah. Und wirklich, jetzt unterbrach die Hand die zärtlich tastende Bewegung, verschwand hinter dem Rahmen, nachdem sie den Überschlag wieder in Ordnung gebracht, aber an einer Stelle war er durchnäßt von Tränen.

Eines Morgens erwachte ich spät aus einem bleiernen, tiefen Schlaf, wie er den heftigen Anfällen meines Leidens zu folgen pflegte.

Als ich die Augen öffnete, sah ich um das Bett meines Nachbarn eine Menge Leute stehen. Männer, Frauen, viel-

leicht Verwandte. Zuerst dachte ich, er sei gestorben. Aber nein — niemand weinte, niemand klagte. Sie sprachen viel mehr mit dem Kranken und untereinander, zwar leise, um die anderen Kranken nicht zu stören, — aber wie bei einem festlichen Anlaß.

Es war kein Besuchstag. Wie und warum also war so viel Leuten der Zutritt zum Bett des Kranken gestattet worden?

Was sie sprachen, hörte ich nicht, wollte ich nicht hören. Ihr Anblick tat meinen Augen weh, da ich von dem langen Erschöpfungsschlaf noch betäubt war; ich schloß die Augenlider. Als ich sie wieder öffnete, war niemand mehr am Bett dieses Kranken. Ich suchte seine Hand. Was war das? Am Ringfinger, war da nicht ein Ring? Ja, ein Goldreif: ein Trauring. Also — ein junger Ehemann . . . die Hochzeit war es gewesen! Jene Leute waren gekommen, um ihn zu verheiraten.

Arme Hand, so gelb, so abgemagert, mit diesem Zeichen der Kette . . . der Liebe? Nein! Des Todes . . . auf dem Spitalbett heiratet man nur in Vorahnung des Todes.

Das Leiden war also unheilbar. Ja: deutlich hatte es mir diese Hand gesagt, die allzu gelb war, allzu abgemagert, allzu unsicher im Tasten, in ihren Bewegungen. Wie langsam, wie traurig drehte sie jetzt mit dem Daumen diesen zu großen Ring am Ringfinger!

Sicher sahen die Augen in die Ferne, obschon der Blick auf diesen nahen Goldreif gerichtet war; und vielleicht dachte sein Geist:

Dieser Ring, was will er besagen? Ich bin im Begriff, mich von allem zu lösen, und er hat mich binden wollen . . . wem verbindet er mich? Für wie lange noch? Heute haben sie ihn mir an den Finger gesteckt, schon morgen vielleicht werden sie kommen, um ihn mir abzunehmen . . .

Die Hand hob sich und blieb eine Weile vor dem Gesicht. Ganz aus der Nähe wollte er sie betrachten mit diesem Ring für einen Tag, der so viel Dinge hätte sagen können und nur ein einziges sagte, das traurig, ach so traurig war . . .

Aber vielleicht dachte er, daß dieser Ring doch etwas verband: seinen Namen und das Leben seines Kindes. Das Kind war ihm vor der Hochzeit geboren worden und hatte seinen Namen gehabt; jetzt würde es einen haben.

Wieder ließ er den Ring mit dem Daumen; dann fiel die Hand müde auf das Bett zurück.

Am nächsten Morgen sah ich sie nicht mehr: kaum erriet ich sie an einer Falte des Leinentuches, das über das ganze Bett gebreitet war.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. L. von Herget.)

## Alter Gaul.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Ausflügler fanden auf der Straße Rheinsberg auf der Landstraße liegend ein Pferd. Das altersschwache Tier war von seinen Besitzern, vermutlich einer Zigeunertuppe, einfach verlassen worden . . .

Alle Menschen sehen eines Tages vom Sessel auf, verlassen das Büro, in dem sie viele Jahre gearbeitet haben, oder geben ihr Geschäft auf und vertauschen den Arbeitsrod mit einem neuen; dem Rod des Friedens. Manche mögen es schwer empfinden, dieses Aufhören gewohnter Bewegung, alle Räder stehen still, die Taschenuhr wird noch wie sonst zur gleichen Stunde aufgezogen, die Kleider wie ehemals über die Lehne des Sessels gebreitet, aber das Ziel, ihr eigenes oder das Ziel eines andern, das sie sich zu eigen machten, viele Jahre, ein Leben hindurch, ist erreicht. Vielleicht scheint es, als ob das Leben aufhörte in diesem Augenblick. Doch bei den meisten ist es nur ein neues Leben, in das sie eingehen mit diesem Tag. Ein leichtes, sorgenfreies, mit einem kleinen Gärtchen oder Haus bei manchen; bei vielen auch der Anfang großer Beschränkung oder neuer Sorgen. Doch langsam, weil die alten Knochen, Rerven, weil das alte Herz zu sehr noch dem Gewohnten nachhängt, gleiten sie dennoch hinüber in ein neues Sein, hegen wieder Hoffnungen und Wünsche und beginnen schüchtern neue Ziele wie kleine, bunte Fähnchen vor sich aufzustellen.

Aber ein alter Gaul?

Ausgelaugt und zermürbt, dessen Knochen aus der schlappen Haut stehen wie Lanzén. Der nimmer zu ziehen oder zu tragen vermag. Dessen Leben aufhört mit seiner Fähigkeit, zu tun. So ein alter Gaul, was soll mit ihm werden . . .?

Noch jetzt spiegeln die blauen, verträumten Augen des alten Gauls die Welt. Schwer zieht er die Last des kleinen Wohnwagens, der blau gestrichen ist und dessen Fenster helle Gardinen verdecken, schwer und schweigsam. Aber viele Landstraßen klapperten seine

in den Hufe in den letzten Jahren. Selten satt, die fliegende Weisheit stets um die Flanten, oft nachts aufgeschreckt aus kurzem Schlaf, gehorchte der alte Gaul, das älteste von den drei Tieren der Truppe, immer dem Ruf der Pflicht. Die grünen Wiesen des Sommers, die Schatten der Laubwälder, die Ebenen des Ostens und die Berge Steiers glitten durch die sanften Spiegel dieser Pferdeaugen. Des Winters Frost nagte unter schlechten, zerrissenen Dedern an seinem Fell. Er zog und zog, die Deichsel und die schlecht geschmierten Räder quetschten und knarrten, er zog und zog, mit schlechtem, halb verfaultem Stroh meist nur gefüttert, fünfundsiebzig Jahre lang. Irigendwo in der dämmerigen Tiefe des Bewußtseins vielleicht — denn wer weiß um die Seele eines so mageren, häßlichen Kleppers — duftete es manchmal nach frischem Heu und der dunstigen Stille eines frühen Stalles, wo das rote, magere Flämmchen der Öllampe flackte und die Mutter dem neugeborenen Fohlen leise zuwiehert.

In den letzten Tagen ging es hier eine deutsche Landstraße entlang, mit lustigem Weisheitsgeknall, mit Feuern, des Nachts unter Kesseln angezündet, mit fauligem Stroh und eifriger Fahrt, immer weiter, weiter, nach der Art der Zigeuner. Wie ein alter, schäbiger Held folgte der Gaul voran und gegen Abend rasselten seine Rungen bei jedem Schritt. Und da trat kein Herr an ihn heran, klopfte ihm vielleicht den schäbigen, alten Hals und löste die Stride, die ihn ans Leben banden. Vielleicht hatte er keine Waffe, um ihm den letzten Dienst zu erweisen, vielleicht meinte er es gut mit ihm, als er das Todesurteil vollzog, indem er ihn freiließ, vielleicht auch dachte er sich nichts dabei. Ein altes Gesetz erfüllte sich an ihm, das wir täglich erleben, — das Gesetz der unnützen Dinge. Ein Werkzeug, das scharf und verbogen ist, werfen wir fort. Und der rote Hof kommt später und frist es auf.

Menschen fanden den alten Gaul auf der Landstraße, die nach Rheinsberg führt. Sie fuhren in einem Auto vorbei und hielten an, um das Tier zu sehen. Da hob es noch einmal den Kopf und seine Augen flammten rot in der abendlichen Sonne. Menschen standen vor dem Gaul, der ein Denkmal der Treue war, schen und voll dumpfen Mitleids standen sie da und erkannten vielleicht tief innen des Lebens unbittlichstes Gesetz...

## Rheinische Geschichten.

Gesammelt von Adolf Harski.

Röbes und Pitter stehen am Rheinhafen. Ihre Ellbogen aufgestemmt und den Kopf in die Hände gestützt, betrachten sie stumm eine Baggermaschine, die in der Mitte des Hafenbedens arbeitet.

Nach vielleicht einer Stunde oder mehr unterbricht Röbes endlich die schweigende Betrachtung: „Du, Pitter, wat meinst du wohl, wieviel Eimer an der Baggermaschine sind?“

„Dreißig — vierunddreißig!“ schätzt Pitter.

„Biste doll! Ich hab bis jetzt schon zweidausendsechshundertachtzehn gezählt!“

„Ich habn zuerst jesehnt!“ sagte Röbes.

„Nä, ich habn zuerst jesehnt!“ sagt Pitter.

Kämlig einen Käse, einen ganzen, runden, Edamer Käse, den die beiden auf der Straße herrenlos gefunden haben und um dessen Besitz sie sich nun streiten.

„Wir wollen drum losen!“ schlägt Röbes zum Schluß vor. „Nimmt einen Stein vom Boden und verdirgt Stein und Käse, jeden in einer Hand, auf seinem Rücken. Wat willst du haben, den Stein oder den Käse?“

„Den Käse!“ sagt Pitter.

„Mensch, hast du'n Mäul!“ ärgert sich Röbes und gibt seinem Freunde den gewonnenen Edamer.

Ein Bauer kauft von einem Pferdehändler einen Gaul und kommt am Abend zufrieden über den nach seiner Meinung vorteilhaften Handel nach Hause. „So, Mutter — wat sagste zu dem Blä?“

„Hm, hm.“

„Der Händler sagt: dat Pferd läuft wie der Deuvel, mit dem könntest wir in einer Stund in Wesseling sein!“

Fährt des Bauern Frau müdend herum und schreit: „Wat hat dat Pferd denn für'n Zweck — wat haben wir in Wesseling zu tun?“

Röbes hat vor nicht langer Zeit geheiratet und kommt nun, offensichtlich von etwas arg bedrückt, zu seinem Freunde Pitter. „Sag, Pitter, wat hälste davon: vorjestern komm

ich nach Haus, sitzt meine Frau da und schneid' mit meinem Scherchen. Ich sag: Frau, sag ich, dat is mein Scherchen, dat Scherchen hast du nix zu haben, un wenn ich dich noch einmal mit dem Scherchen trappier, dann lernste mich kennen! Und nu, wat meinst, jestern morgen komm ich zufällig herein, sitzt meine Frau wieder da und schneid' mit meinem Scherchen! Nu frag ich dich: is dat Liebe?“

\*

Zwei Bauern stehen schon eine ganze Weile und bestaunen mit tief sinnigen Gesichtern einen Landschaftsmaler, der die Gegend „abmalt“.

Fragt endlich der eine den andern: „Du, wat hälste davon?“

Der schüttelt den Kopf: „Nä, da tät ich doch verdammt lieber arbeiten!“

\*

Einer ältlichen Jungfrau ist ihr Papagei entflohen und nun läuft sie durch die ganze Nachbarschaft, treppauf und treppab: „Haben Sie nicht meinen Papagei gesehen?“ So kommt sie auch zu Bessenichs im vierten Stock: „Haben Sie nicht meinen Papagei gesehen?“

„Wat dat Ihre Papagei?“ sagt Frau Bessenichs. „Ja, den haben wir gefangen!“

„Gottseidant — wo ist er?“

„Wie, wo ist er?“

„Den haben wir jebreten und jesehen!“

Das Fräulein sinkt zerschmettert auf den nächsten Stuhl. „Ge — gegessen? Ogott ogottogott, so ein wertvolles Tier“, schluchzt sie, „er konnte sprechen!“

„Hat der uns kein Wort von jesagt!“

## Welt u. Wissen

Wie Professor Piccard seinen neuen Flug vorbereitet. In einem für den Flieger in höchste Regionen ungewohnt langsamen Tempo hat Professor Piccard mit seinem neuen Stratosphärenflugzeug die Reise von Brüssel nach Zürich unternommen, um das kostbare Flugzeug und die empfindlichen Instrumente, die es birgt, nicht zu gefährden und zu erschüttern. Die Reise geht, wie aus Brüssel gemeldet wird, auf einem Motorlastwagen in so bedächtigen Tempo voran, daß sie drei Tage bis zur Ankunft auf dem Flugplatz Dubendorf bei Zürich beansprucht. Professor Piccard betonte vor seiner Abreise, daß sein Ziel nicht wäre, seinen eigenen Höhenrekord von 15 781 Metern zu schlagen, sondern er hofft, durch seinen neuen Flug das umstrittene Problem nach dem Ursprung der kosmischen Strahlen zu lösen. Während die gegenwärtig herrschende Ansicht annimmt, daß der Ursprung dieser Strahlen in der Stratosphäre in einer Höhe zwischen 300 und 500 Kilometer liegt, wird von anderen Gelehrten die Meinung vertreten, daß sie aus dem interplanetarischen Raum stammen. Sehr empfindliche und komplizierte Instrumente werden ihrer Messung dienen. Der Aufstieg wird vor Sonnenaufgang erfolgen und der Ballon soll bis 6 Uhr am Abend in der Höhe bleiben. Die diesmalige Ausrüstung weist mancherlei Veränderungen auf. Die Gondel ist mit einer weißen Emailschicht bedeckt worden, die die Sonnenstrahlung abhalten soll, unter der die Insassen der Kabine beim letzten Aufstieg so sehr gelitten haben. Acht große Fenster ermöglichen Beobachtungen in der Richtung der Erde. Auch viele der Instrumente, die früher außen angebracht waren, sind jetzt in das Innere verlegt worden, und die Seile, die zum Gasventil führen, laufen durch eine Lage von Quecksilber. Professor Piccard wird einen Kurzwellen-Sender mit sich führen, auf dem er Botschaften auf einer Wellenlänge zwischen 38 und 40 Meter und einer zweiten zwischen 75 und 80 Meter senden kann. Er besitzt eine Kraft von 50 Watt. In Ergänzung dazu wird das Flugzeug auch einen Röhren-Empfänger für Kurzwellen mit sich führen. Hoffentlich werden die Stratosphärenforscher jedoch nicht durch Fragen von Amateur-Sendern in der Lösung ihrer eigentlichen Aufgaben behindert. Ferner enthält das Flugzeug einen Luftregenerator nach dem Vorbild des in Unterseebooten gebräuchlichen, der es mit Luft für 30 Stunden versorgt. Der Ballast besteht aus 64 Säcken Bleischrot im Gewicht von 720 Kilogramm. Zwei Fallkörner, 50 Trockenbatterien in der Gesamthöhe von 2500 Volt, ein photographischer Apparat zur Registrierung der Bewegungen der Strahlen, Kompass, Barometer, Thermometer und andere Instrumente vervollständigen die Ausrüstung der Gondel. Die Ballonhülle ist dieselbe, die bei dem vorjährigen Flug benutzt worden ist.